

## SCHIFFSMODELLE

# SCHIFFSSCHENKUNGEN IN PROTESTANTISCHEN KIRCHEN

Von ständischer Repräsentation zum Symbol lokaler Identität

VON KONRAD KÖSTLIN

### *Vorbemerkung*

Bei Studien zu einer Untersuchung über Gilden war ich auf die Schiffsschenkung einer Schiffergilde im Jahre 1877 aufmerksam geworden. Ich meinte damals, diese »Gott zur Ehre und der Kirche zur Zierde« gestifteten Schiffe als Zeichen ständischer Repräsentation einer lokal bedeutsamen Gruppe (in diesem Fall einer Gilde) verstehen und vorsichtig an ökonomische und damit auch kulturell-repräsentative Konjunkturen anhängen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Verwendung des Begriffs »Votivschiff« für diesen Zusammenhang zu kritisieren versucht. Wolfgang Rudolph hat mich damals in dieser Auffassung sehr freundlich bestärkt und mich in der Gilde der »maritimen Ethnographen« willkommen geheißen.

Nun bin ich nie wirklich ein maritimer Ethnograph geworden. Aber ein Teil des Maritimen, kein unwesentlicher, spielte sich immer zu Lande ab. Zwölf Berufsjahre in Schleswig-Holstein und acht in Bayern – die einen in immer wieder erneuerter Anschauung der markanten maritimen Prägung vieler Kirchen an den Küsten und schiffbaren Flüssen des Nordens, die anderen in erneuerter Begegnung mit Formen und Funktionen der Votation im katholischen Süden – haben meine damalige Beurteilung nur wenig zu ändern vermocht. Einige neue und hoffentlich weiterführende Überlegungen sind freilich dazugekommen. Sie betreffen insbesondere den Ort der Handlung, die protestantische Kirche und Gemeinde, vor allem aber den gegenwärtigen, erneuerten Umgang mit diesen »geschenkten« Schiffen.

### *Begriff und wissenschaftliche Konjunktur des Votivs*

Als Richard Andree 1904 über »Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland«<sup>1</sup> gehandelt hatte, war der Volkskunde ein bis dahin unbeachteter Gegenstandsbereich erschlossen worden. Mit dem »Votiv« wurde zugleich ein Begriff in die Wis-

senschaft eingebracht, dessen Sachzusammenhang durch eine unmittelbar einsichtige und leicht nachzuvollziehende Plausibilitätsstruktur beeindruckte.

Für die »Religiöse Volkskunde«, auch sie nach 1900 erst Thema der Wissenschaft<sup>2</sup>, war in dem fast ausschließlich von hochschichtlichen und pastoral theologischen Erörterungen bestimmten Bereich der Frömmigkeit mit dem Motivbrauch eine eigene und unterscheidbar volkstümliche Struktur entdeckt worden. Zudem waren im Motivbrauchtum die Grenzen zwischen materieller und geistiger Kultur überwunden worden. Denn die Struktur »Motiv« zeichnete sich nicht nur durch eine stringente Praxis des »do ut des« aus, sie hatte außerdem eine ganz nachdrückliche Sachkomponente in jener sichtbaren Hinterlassenschaft dieser volkstümlichen Frömmigkeit, dem reichen Bestand an Objekten, der sich in den Kirchen und Kapellen, an heiligen Orten, angesammelt hatte.<sup>3</sup>

Dieser Bestand an sachkultureller Überlieferung, der die Volkskundler interessierte, war, wie sich immer wieder und lange noch am Beispiel der süddeutschen Motivgaben zeigen sollte, vor allem deshalb außerordentlich gefährdet, weil er nicht glatt mit den gängigen kirchlichen Lehrmeinungen zu arrangieren war. Seit der Aufklärung hatten Theologen – wie etwa der Konstanzer Generalvikar Wessenberg – die Kirchen immer wieder von den »abergläubischen« Stücken reinigen lassen.

Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Hochschätzung der Motivbilder hat sich eine Art Wandersage über den unverständlich-älteren Umgang mit den Motivbildern ausgeformt, die eine frühere Mißachtung der Weihgaben bis nach dem Zweiten Weltkrieg zum Inhalt hat. Wohl jeder, der sich in Bayern mit diesen Gegenständen beschäftigt hat, ist auf »seinen« älteren Pfarrherrn oder Meßner als Gewährsmann gestoßen, der ihm seine Version davon mitgeteilt hat, wie die Schulbuben auf Anweisung des Pfarrers Motivbilder kistenweise zum Heizen der Schulstube hergenommen haben. Die Zeiten, in der Tat, haben sich geändert. Die Motivgaben haben einen Markt, haben Konjunktur; das mag dazu beigetragen haben, auch die »geschenkten« Schiffe als »Motivschiffe« zu bezeichnen (und zu verstehen).

Es gibt bei diesen Objekten also nicht nur eine geistige Dimension der Frömmigkeit, sondern die Motivgaben tragen den Verweis auf eine Handlung in sich. Die Verbindung zwischen den Objekten und einer volkstümlichen Geisteshaltung schien sich abzubilden und war deshalb leicht nachzuvollziehen. Der Akt einer Anheimstellung läßt sich, einem Rechtsvertrag gleich, an den Objekten ablesen. Die Gaben kamen erst nach erfahrener Hilfe in die Kirche. Sie sind damit Dokumente eines von beiden Seiten eingehaltenen Vertrags. *Motivgaben werden dann gebracht, so schrieb Andree, wenn ein ausgesprochener Wunsch durch die Fürbitte eines Heiligen in Erfüllung gegangen ist.*<sup>4</sup>

Spätmittelalterliche Tafelbilder als Quelle bestätigten die Praxis der Votation. Endlich verwiesen diese Motive in ihrer Anordnung auf hochschichtliche Vorbilder, insbesondere auf Stifterbilder. Damit ließ sich der Motivkult nicht nur sozial, sondern auch zeitlich in die vorreformatorische Ungeschiedenheit der beiden großen Konfessionen zurückverlängern. *Wir können die Sitte, Schiffe in nordischen Kirchen aufzuhängen, urkundlich zwar nicht in die vorreformatorische Zeit zurückverfolgen; ohne Zweifel ist sie aber von der katholischen Kirche übernommen.*<sup>5</sup> Mit dieser Formel wurde auch der Brauch, in der Kirche Schiffe aufzuhängen, als ein vorreformatorischer angesetzt. Als zusätzliche Querverbindung und als ethnografische Parallele zu den nordeuropäischen Schiffen wurde auch die Existenz der Motivschiffe (im eigentlichen Wortsinn!) in katholischen Küstenorten Südeuropas und in anderen Kulturkreisen angesehen.<sup>6</sup> Relikthaftigkeit attestiert Wolfgang Rudolph dem »Motivbrauchtum«, das *auch in jenen Strandgedenden, die im 16. Jahrhundert von der protestantischen Reformation erfaßt wurden, zumindest an entlegenen Plätzen, noch wirksam geblieben sei.*<sup>7</sup> An entlegenen Plätzen, so glaubte man schließen zu dürfen, habe sich untergründig eine vorreformatorische Brauchstruktur der Votation erhalten.

Kaum problematisch konnte es dem 19. Jahrhundert sein, mit Hilfe der Votive evolutionistische Theorien zu stützen: Der Gebrauch von Weihegaben war einer älteren, an sich überwundenen Kulturstufe zuzurechnen. Sie hatte in der Frömmigkeit des einfachen Volkes, nahe dem Aberglauben, von dem Jacob Grimm als *religion für den ganz niederen Hausbedarf* sprach, unzulässig eigentlich, überwintert und verebbend einen Endpunkt gefunden. So hatte das auch Richard Andree verstanden, als eine weit zurückliegende Vergangenheit (*katholische Überlebsel*), die in den Objekten der Volksfrömmigkeit auch eine Denkstruktur in die Gegenwart hinübergetragen hatte. Ordnet man aber die votierten Objekte ausschließlich der älteren Kulturstufe zu und bewertet sie nur als Relikte, dann begibt man sich analytischer Zugänge, sie auch als Möglichkeit gegenwärtigen oder rezenten Umgangs zu verstehen.<sup>8</sup>

Begriffe sind wie Münzen. Von beiden sagt man, sie würden geprägt (und solch eine Prägung hat Bestand!), von beiden auch, sie seien gängig. Und das sind sie besonders dann, wenn sie lange im Umlauf sind. Sie sind dann zwar abgegriffen und man benutzt sie, ohne lange nachzudenken. Aber sie sind auch einfach und selbstverständlich da; kaum einer, der fragte, was unter dem Begriff an inhaltlicher Aussage mitgeschleppt wird. Haben sich solche Begriffe einmal eingebürgert, zumal, wenn sie den Anschein erwecken, treffend und prägnant einen Sachzusammenhang zu erfassen, dann verschwindet der Entstehungszusammenhang der Wortbildung hinter dem terminus technicus, der dann bloßer Begriff bleibt. Unversehens aber taucht, jenseits aller terminologischen Verständigung, der gemeinte Sinn als Funktionszumenung – in unserem Fall die Struktur »Votiv« – bei den Schiffsschenkungen wieder auf. Anders herum jedoch legt der beständige Gebrauch eines »eingeführten« Begriffes in jeder Wissenschaft nahe, es sei in ihm auch der Entstehungszusammenhang des Gemeinten abgesichert und längst verlässlich geklärt: Die Votation wird dann zur mehr oder weniger offen zugrunde liegenden Handlungsstruktur, die der Sache immanent scheint. Damit aber schlägt der Begriff zurück, ist nicht mehr bloßer terminus technicus, sondern kanalisiert die Vorstellungen von der Funktion des mit dem Begriff Bezeichneten.

Aus Anlaß einer Ausstellung zur Segel-Olympiade 1972 in Kiel war ein Schiff, das in der Kirche zu Landkirchen auf Fehmarn hing, untersucht und restauriert worden. Darüber wurde 1974 in einem »Vorbericht zur Restaurierung und Geschichte des Votivschiffes von 1617 aus Landkirchen auf Fehmarn«<sup>9</sup> gehandelt. In dieser Untersuchung wird das 115 cm lange Schiff, wohl der sprachlichen Beweglichkeit halber und weil es weniger um die begriffliche Klärung gehen mochte, abwechselnd »Votivschiff« und »Modell« genannt. Der Begriff Votivschiff zielt auf eine vermutete – und durch die Untersuchung ausdrücklich nicht bestätigte – Funktion des Schiffes als Votivgabe.

Als »Modelle« werden diese Schiffe wohl eigentlich nur deswegen bezeichnet, weil sie kleiner als richtige Schiffe sind. Doch führt auch diese Bezeichnung in die Irre.<sup>10</sup> Denn unter einem Modell versteht man ein maßstäbliches Abbild eines Originals, meist eine Verkleinerung. Unter einem Schiffsmodell hätte man, wie bei einem Architekturmodell, eine Konstruktion zu verstehen, die womöglich noch Eigenschaften eines geplanten Originals aufzuweisen hätte. Nun läßt sich an fast allen Schiffen, die in den Kirchen aufgehängt worden sind, zeigen, daß sie gerade keine Modelle sind. Oftmals sind die Proportionen verzogen und darauf angelegt, die Schiffe von unten gesehen »richtig« proportioniert erscheinen zu lassen – sie sind es nicht mehr, wenn sie von ihrem Platz genommen und frontal und höhengleich betrachtet werden. Die Takelage ist überdimensioniert, damit sie von der Untenseite noch groß erscheint, die Höhe des Rumpfes dagegen ist häufig unterproportioniert.

Beide Begriffe, der des Votivschiffes und der des Schiffsmodells, sind in den letzten Jahren für einen nicht zutreffenden Zusammenhang festgeschrieben worden. Jonas Berg hat 1969

einen zweibändigen Korpus unter dem Titel »Votivskepp«<sup>11</sup> vorgelegt. Henning Henningsen hat beide Begriffe, den des Modells und den des Votivs, nebeneinander verwendet: »Votivgaben der Seefahrer« (1950) und »Schiffsmodelle in Kirchen in Nord- und Südschleswig« (1964), im Dänischen zudem den Begriff Kirkeskibe<sup>12</sup>, der im Deutschen eine andere Bedeutung hat. Über »Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen« hatte Hans Szymanski 1969 gehandelt.<sup>13</sup>

## *Die protestantische Kirche als Raum der lokalen Öffentlichkeit*

Ich kann den Versuch einer eher technisch und vordergründig funktional argumentierenden Beweisführung in der Kritik der Begriffe »Votivschiff« und »Schiffsmodell« hier abbrechen, weil ich ihn an anderer Stelle schon zu leisten versucht habe.<sup>14</sup> Wichtiger erscheinen mir einige Überlegungen zur Charakterisierung des Ortes, in den und für den diese Schiffe gedacht werden müssen. Der Ort »Kirche« hat durch die Reformation eine Bestimmung bekommen, die eine Interpretation der Schiffe als ständischer Repräsentationsstücke sinnvoll erscheinen läßt, die aber ausschließt, sie als Votivgaben aufzufassen.

Die Kirche als Ort und in ihr der protestantische Gottesdienst werden, eindeutiger als im katholischen Kultus (trotz der Prozessionsstangen und Zunftaltäre), öffentlich Angelegenheiten der Gemeinde. Der Gottesdienst ist begrenzt auf die eine sonntägliche Zusammenkunft, die die ganze Gemeinde zusammenführt. Gemeinde, das zielt nicht nur auf die gerade versammelte Schar, sondern auf die Übereinstimmung der christlichen mit der weltlichen Gemeinde. Aus diesem Grunde werden protestantische Kirchen mit oft mehrstöckigen Emporen versehen: Die mit zusätzlichen Plätzen ausgestattete Kirche soll die ganze Gemeinde aufnehmen. Die frühere Möglichkeit, eine von mehreren angebotenen Messen zu besuchen, wie das die katholische Kirche kennt, wird ersetzt durch den einzigen sonntäglichen Gemeindegottesdienst. Dieses neue Verständnis des Gottesdienstes und des Kirchenraumes erfährt seine Rechtfertigung nicht zuletzt in der neuen Bedeutung der Arbeitsethik, in der Ökonomie des nachbarschaftlichen »gemeinen Nutzens« – dem weltlichen Pendant der »brüderlichen Liebe«. Der Rechtsverband der Dorf- oder Stadtgemeinde hat im reformatorischen Gemeindeverständnis seine theologische Fundierung gefunden.<sup>15</sup>

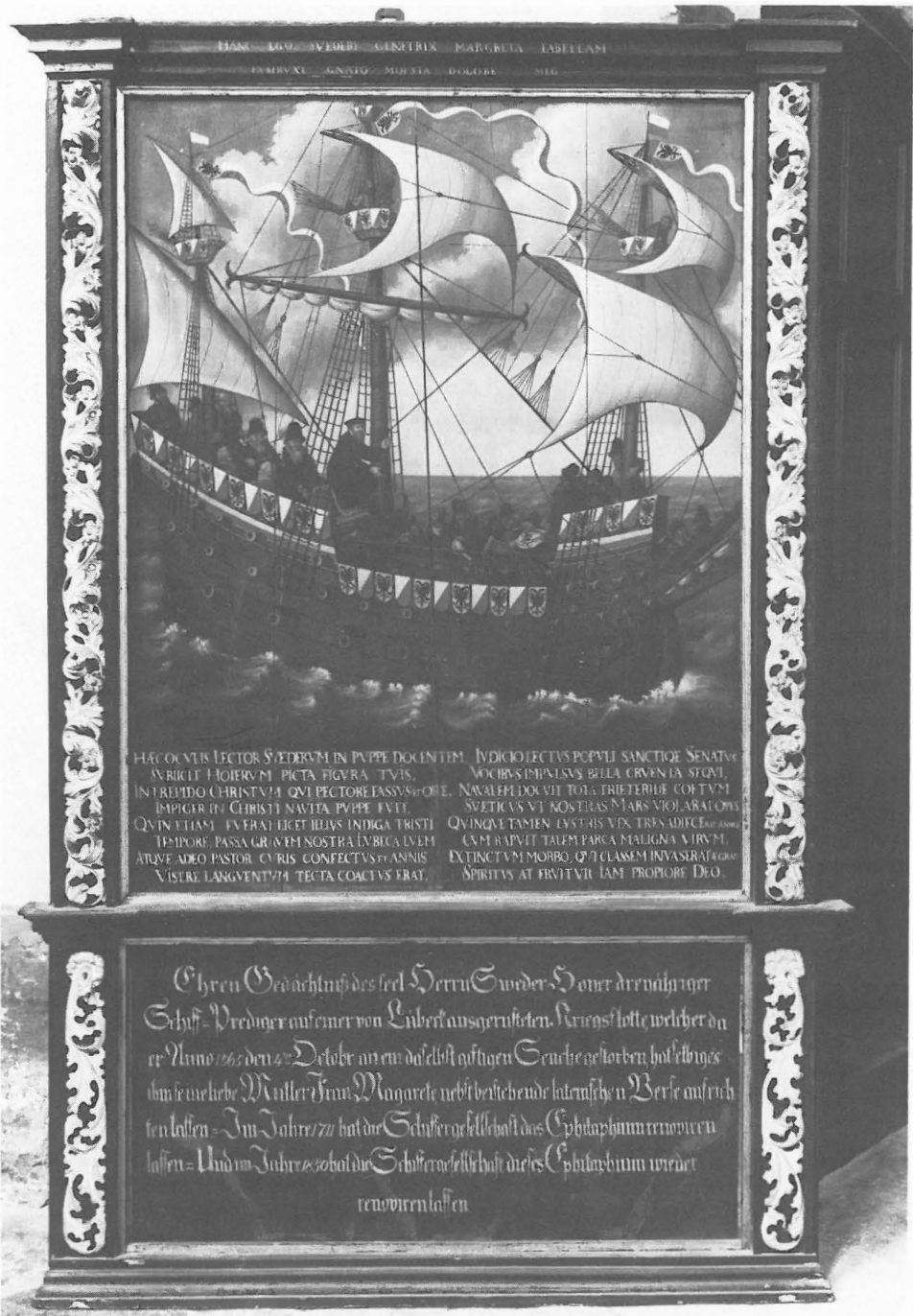
Damit, und auch weil er deutlicher an die weltliche Herrschaft gebunden ist, wird der protestantische Kirchenraum eng in die weltliche Repräsentation verwoben. Der Kirchenraum wird Ort, der Gottesdienst die Veranstaltung der christlichen und einer damit untrennbar verbundenen weltlichen Verkündigung und damit gleichzeitig zum Ort einer kulturellen Darstellung weltlicher Gliederung und Zuständigkeit. Nicht nur, daß in der Abkündigung von der Kanzel weltliche Erlasse verlesen und mitgeteilt, »promulgiert«<sup>16</sup> werden. In diesem Raum einer neu gewonnenen Öffentlichkeit verkündet die Gemeinde ihre Hierarchie und stellt unter anderem durch Einrichtungsgegenstände ihre weltliche Ordnung dar, die durch den Ort der Darstellung als gottgewollt erfahren wird. Da ist die höchst elaborierte Sitzordnung in der Kirche, die zu ständigen Streitigkeiten Anlaß gab<sup>17</sup>; da ist das Stuhlwesen, das den einzelnen Gruppen ihren Platz in der Kirche anwies (und zum Schifferstuhl in St. Jacobi zu Lübeck führte) und die Kirche zum Abbild weltlicher Gliederung und integrierten Bestandteil der profanen Gemeindekultur werden läßt. Die Kirche wird in die politische Gemeinde integriert: Pfarrer werden von der Gemeinde bestellt, die Lehrinhalte von der Gemeinde überprüft. Der ganzen Gemeinde wird in dem einen sonntäglichen Gottesdienst diese Darstellung als Zusammenhang sinnlicher erfahrbar und theologisch begründet präsentiert.



»geschenkt«, waren Stiftungen. Altargerät, Kanzeln, große Leuchter, sogenannte »Kronen«, die die dominanten Berufsgruppen, die Bruderschaften, Gilden und Zünfte, der Rat oder hervorragende Persönlichkeiten »Gott zur Ehre und der Kirche zur Zierde« gestiftet haben, ebenso wie andere Ausstattungsstücke der Kirche, sind Belege für die Präsenz der weltlichen Gemeinde im öffentlichen Kirchenraum. In der »Schuhmacherstadt« Preetz in Holstein hängt ein Stiefel an dem von der Schuhmacherzunft gestifteten Leuchter.<sup>20</sup> In Lübeck hat der Schifferstuhl von 1687 ein Feld mit einem »Schiff als Zeichen«.<sup>21</sup> Mit Prominenz und lokaler Typik läßt sich erklären, daß in der Kirche Gedenktafeln für auf See verunglückte Schiffer angebracht werden. Das sind keine Motivtafeln, auch wenn sie in Format und Aufbau diesen manchmal ähneln, sondern es sind Epitaphe, also Gedenktafeln für Verstorbene. Zwar hat man gelegentlich auch die katholische Motivtafel als »Epitaph des kleinen Mannes« bezeichnet. Damit war freilich gemeint, daß auf diese Weise die kleinen Leute eine Präsenz in den Kirchenräumen gefunden haben, die ansonsten den Standespersonen vorbehalten geblieben war.

Wolfgang Rudolph verwendet in seinem großen Buch über »Die Hafenstadt« in einer Bildbeschreibung eher beiläufig das Wort »Motivbrauchtum«. Es handelt sich dabei um eine Tafel aus dem Jahre 1690 in der Inselkirche in Prerow auf dem Darß. Auf dieser Tafel ist von einem gestrandeten Schiff die Rede. Bei dem Unglück wurden der Steuermann, ein Bootsknecht und ein Junge gerettet. Die zentrale Aussage der Tafel bezieht sich aber auf den am Strand gebliebenen Schiffer, zu dessen Erinnerung sein Vater die Tafel anfertigen ließ. Ganz ausdrücklich heißt es, es sei der Rest aus dem Erlös des gestrandeten Schiffes *an die Kirche, woselbstn der Sehl: Schiffer begraben, zu geben, ist dero wegen dieses Gott zu Ehren, zum Ziehrath der Kirchen, und des Sehl: Schiffers angedencken davon gemacht worden.* Als Motto und Lehre steht als Titulus über der Tafel *Muß gleich mein junger Leib in tieffer See ertrinken, Läßt dieser Ancker doch die Seele nimmer sincken.*<sup>22</sup> Der Anker ist der von Gottes Hand aus den Wolken gehaltene Gekreuzigte, der die Menschenseele aus den Fluten rettet. Ähnlich lassen sich auch die Bilder der Lübecker Jacobi-Kirche interpretieren – als Epitaphe: das Bild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, das an den Untergang des Schiffers Thomas Köster erinnert (Rahmen und Text, 1786), und das mit einem Rahmen und einem lateinischen Nachruf versehene Erinnerungsbild für den Schiffsprediger Sveder Hoyer aus dem Jahre 1566.<sup>23</sup> Gewiß wird man konzedieren müssen, daß hinter jeder Stiftung oder Schenkung und hinter jedem Vermächtnis an die Kirche der Versuch des Menschen durchschimmern kann, sich Gott geneigt zu machen. Aber diese uneingestandene oder eingestandene Hoffnung unterscheidet sich doch prinzipiell von der klaren und veröffentlichten Struktur des Aktes der Anheimstellung und der Votation.

Es läßt sich wohl auch noch ein zweiter Grund dafür anführen, daß die Schiffe keine Motivschiffe sind (und die Bilder natürlich keine Motivbilder), sondern im Verlauf unseres Jahrhunderts erst von der Wissenschaft zu solchen gemacht worden sind. Dieser zweite Grund liegt in der meist unangefochtenen Präsenz dieser Schiffe in den Kirchen. Die in katholischen Kirchen nach Verlöbnissen angebrachten Motivbilder mit dem ausdrücklichen »ex voto«-Vermerk waren ja gerade dadurch so gefährdet, daß sich in ihnen eine »abergläubische« Struktur auszudrücken schien. Der Votant war mit dem Heiligen einen Kontrakt der Anheimstellung eingegangen: Hilfst du mir aus meiner Not, dann stifte ich zum Zeichen meines eingegangenen Verlöbnisses ein Bild usw. Die Stiftung des Motivs erfolgte nach der Errettung aus der Not, nach der Erfüllung des Anliegens. Wäre dies so auch bei den Schiffen gewesen, hätten sie das protestantische 19. Jahrhundert, so darf man spekulieren, wohl kaum überlebt. Aber gerade das 19. Jahrhundert ist an diesen Schiffsschenkungen nicht arm. Auch dies verweist auf die städtisch-repräsentative Struktur (und den Hintergrund der wirtschaftlichen Konjunktur) dieser Schiffsschenkungen.



Gedenktafel für den Schiffsprediger Sveder Hoyer. Lübeck, St. Jacobi Kirche. (Foto: Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Lübeck)

## *Schiffsschenkungen als Akte lokaler Repräsentation*

Man wird sich, das möchte ich im zweiten Teil meiner Überlegungen zeigen, doch um eine Interpretation mühen müssen, die die Schiffe und ihre Schenkung in den Zusammenhang der ständischen und lokalen Repräsentationssphäre einbringt. Für diese Zuordnung in den Bereich der Repräsentation spricht auch, daß die meisten dieser Schiffe keineswegs Abbilder der in den Küstenorten beheimateten Schiffstypen darstellen, sondern in aller Regel mehrere Nummern zu groß sind: Eindruck machende Schiffe aus großen Städten, Kriegsschiffe mit überdimensionierten Kanonenreihen auf beiden Seiten, Prunkschiffe mit reich verzierten Heckpartien, aufwendiger Takelage und Beflaggung, die in der Alltagswirklichkeit der maritimen Kultur jener Orte keine Entsprechung hatten: Traumschiffe oft, aber gewiß keine Modelle. Als vorbildhaftes Kulturmuster in den Stranddörfern und kleinen Hafenzentren des 18. und 19. Jahrhunderts, aus dem alle diese Schiffe stammen, muß die Dialektik zwischen der kleinen Welt zu Hause und der großen Welt dort draußen gesehen werden. Das gilt für die fürs Haus bestimmten Souvenirs<sup>24</sup>, die vielen glänzenden Porzellanen, die Fayencen und anderen Dinge, die die Seeleute von ihren Reisen mitbrachten, ebenso wie für die »Prachtstühle« auf Fehmarn und andere Repräsentations-Stücke nach dem Muster der großen Welt, die auch in den kleinen Orten als Hinterlassenschaft einer großen Zeit und eines ausgeprägten Sonderbewußtseins gefunden wurden.

»Votivschiffe« ist der Titel eines einigermaßen opulent aufgemachten Buches, das 1981 im Hinstorff-Verlag in Rostock erschienen ist.<sup>25</sup> Das Buch reiht in verdienstvoller Weise in einer Art Katalog die vielen Schiffsschenkungen in den Kirchen an der Ostseeküste zwischen Wismar und Oderhaff auf. Nun könnte man zur Tagesordnung übergehen und vielleicht noch kurz und kenntnisreich bedauern, daß der Begriff Votivschiff sich doch als unausrottbar erwiesen habe. Man mag dem Norden, der mit pittoresk-volkstümlichen Besonderheiten ohnehin nicht zu gut versorgt ist, sein Kult-Stück »Votivschiff« lassen. Die Versatzstücke von Heimat – im Norden das Maritime, im Süden das Gebirgisch-Almerische – sind eindeutig verteilt. Auf sie wird zurückgegriffen, wenn das neue Thema unserer Zeit, die Aktualität lokaler und regionaler Kultur, angeschlagen wird, bei der die Erkennbarkeit und das eigene Profil von Orten und Regionen in aller Regel mit Historischem begründet wird. Insofern läßt sich das Buch mit dem Titel »Votivschiffe« auch anders deuten: als Zeichen eines neuen Interesses an einer maritimen Prägung, die auf der Verlustseite steht und auf diese Weise in die Erinnerung gerettet werden soll.

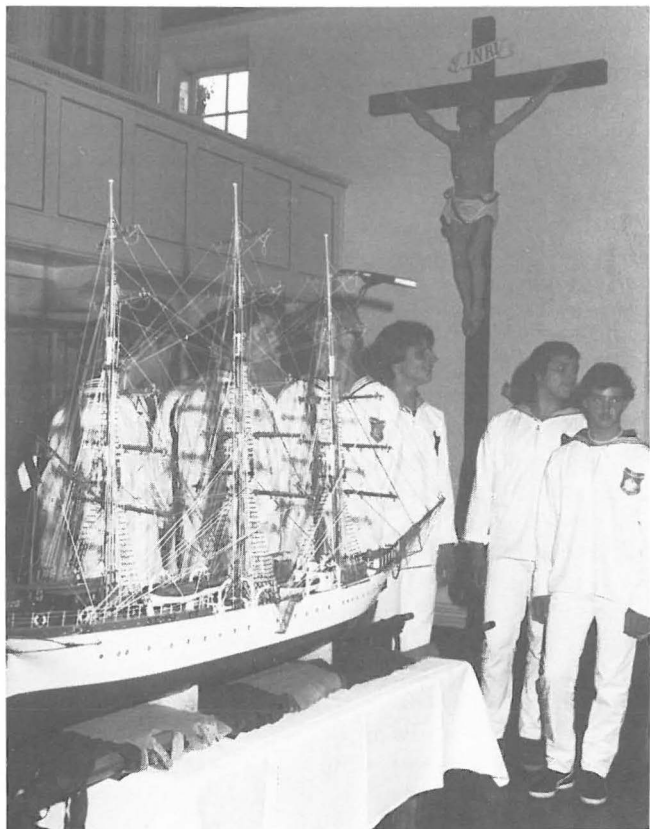
Nun ist die maritime Prägung meist knapp hinter der Küste zu Ende. Schon 10 km landeinwärts spürt man die Nähe der See nicht mehr. Fisch kommt nicht mehr auf den Tisch, das Bäuerliche hat uns schnell eingeholt. Erst seit die Urlaubsregionen mit ihrem touristischen Angebot sich von der Küste ins Land hineingefressen haben, kann man die Insignien des Meeres und der maritimen Kultur als Warenangebot in Gestalt von kleinen Holzschiffen, Buddelschiffen, gläsernen Netzschwimmern und Seesternen als Anknüpfungen an die Aura des Maritimen im Binnenland finden. Das Maritime erscheint für den heutigen Fremdenverkehr bisweilen häufiger und eindeutiger als Markenzeichen öffentlich vorgeführt (oder ausgenutzt) als in der Vergangenheit. Das gilt auch für die Schiffsschenkungen der Gegenwart, die nach ihrem Kontext, ihrem neuen Begründungszusammenhang befragt werden müssen. Denn selbstverständlich ist es nicht, daß sich das Maritime in der Gegenwart historisch verkleidet.



## Die Re-Präsentation in der Schiffsschenkung

In ihrer Ausgabe vom 8. September 1986 berichtet die Nordwest-Zeitung von der Übergabe eines Schiffsmodells an die St. Nicolai-Kirche in Elsfleth.<sup>26</sup> Vierzehn Monate Arbeit hatte der Seemann Heinz Knoll aus Emden in das Schiff gesteckt. Den Auftrag dazu hatte ihm ein Kapitän gegeben. Bis ins letzte Detail, so läßt uns die Zeitung wissen, stimme das Modell mit einem Original überein, das als erstes deutsches Handelsschulschiff 1901 in Elsfleth gebaut worden war. Der Kapitän Werner Janssen, der den Bau des Schiffes veranlaßt hatte, sagte in seiner Festrede: *Mir persönlich hat in der Kirche unserer Seefahrerstadt immer ein Schiff gefehlt* (ein Vorwurf an die Vorfahren?). Elsfleth schließlich sei mit Weser und Schifffahrt schicksalhaft verbunden. Die Pastorin kann dem nur zustimmen. *Jetzt ist unsere Kirche, die den Namen des Schutzheiligen aller Seefahrer trägt und von alters her durch die Seefahrt geprägt ist, endlich vollständig*. Außerdem sei ein Schiff schon immer ein christliches Symbol gewesen – auch das versteht sich und hat seine Tradition. Ein Posaunenchor (evangelisch) und der Elsflether Shanty-Chor (maritim) umrahmen die Übergabe des Schiffs. Schiffsjungen in *ihren schmucken weißen Matrosenanzügen trugen das Schiff in die Kirche*.

Gewiß ist es nicht nur saloppe journalistische Schreibe, wenn angemerkt wird, daß das Schiff mit dem Namen GROSSHERZOGIN ELISABETH der Kirche nun *noch stärker als bisher einen maritimen »Touch«* verleihe. Diesem Touch, den Beweggründen also, die dahinterstecken, wenn heute ein solches Schiff in eine Kirche gelangt, und den Wirkungen, die solch



*Feierliche Einbringung des Modells der GROSSHERZOGIN ELISABETH in die Elsflether St. Nicolai-Kirche, 1986. (Foto: H.W. Janssen, Schulschiffverein »Großherzogin Elisabeth« e.V.)*

eine Schiff heute ausübt, lohnt sich nachzugehen. Dieser Touch als Anmutung des Maritimen wird nun in der Kirche verstärkt. Es scheint so etwas wie ein Bedürfnis nach diesem maritimen Profil, nach Unverwechselbarkeit, nach Anbindung an und Einbindung in Geschichte zu geben, die man vielleicht erklären kann, die aber dennoch nicht selbstverständlich ist. Auch das Ambiente des Festgottesdienstes: der Shanty-Chor und die Schiffsjungen in ihren schmucken weißen Matrosenanzügen verweisen auf einen maritimen Kontext, der das Charakteristische verstärkt akzentuiert.

Die Stadt Elsfleth wird nun »Seefahrerstadt« genannt, was sie einmal gewesen sein mag, aber ist sie das heute noch so monolithisch? Mit dem Schiff in der Kirche wird eine vergangene Zeit zitiert, eine verlorene Zeit beschworen, in der das Profil der Stadt mit Werften und der 1832 eröffneten Navigationsschule eindeutig gewesen ist. Nicht nur das: Es wird auf eine Bedeutung und vielleicht auf einen darauf gegründeten Wohlstand verwiesen, den es heute in Elsfleth so nicht mehr gibt. Die in den Kirchen aufgehängten Schiffe waren einmal Zeichen der Repräsentation. Sie signalisierten ständische Dominanz und Bedeutung der Berufsgruppe, die durch die gestifteten Stücke in der Kirche öffentlich vertreten war. Die der Kirche geschenkten Schiffe formulierten den lokalen Führungsanspruch eines Berufsstandes im öffentlichen Raum.

Die neue Zeit, unsere Gegenwart, überzieht mit diesem ständischen Moment die ganze »Seefahrerstadt«. Das Merkmal eines Standes wird nun zum veröffentlichten Kolorit des Lokalen, gibt der Stadt im späten Nachhinein eine Farbe, ein Gesicht, das gerade in dem Moment, in dem es beschworen wird, durch die bedrückenden Strukturveränderungen unserer Zeit (Arbeitsmarkt, Werften- und Schiffbaukrise) verlorenzugehen droht.

Das Anknüpfen an eine große und vielleicht als besser verstandene Vergangenheit, die frühere Bedeutung festgehalten als Glanz fürs Heute – das sind gewiß keine Einzelercheinungen. Aber zeigt nicht die Suche nach der vergangenen Zeit, die ja logischerweise auch deren Ende voraussetzt, daß zwar die Zeit verloren, aber gerade deshalb die Sache noch nicht überwunden ist? Ist es nicht eine Art von Anamnese, die im Akt der prozessionsartigen Einbringung des Schiffes in die Kirche einen Vorgang wiederholt, eine vergangene Kultur erinnert und re-präsentiert? Dies geschieht im doppelten Sinne, einmal natürlich in der Wiederholung des Aktes, aber auch im Aufweis der Vorzeigestrukturen eines solchen Schiffs in der Kirche. Das Ensemble Schiff / Kirche des Seefahrerpatrons Nikolaus / Seefahrerstadt Elsfleth / evangelischer Posaunenchor / maritimer Shanty-Chor / weißgewandete Schiffsjungen in all ihrer schmucken Sauberkeit / addiert und reflektiert als Totalansicht die instrumentalisierte Verfügbarkeit einer rückwärtsgewandten Ästhetik.

Solche Beispiele sind nicht selten; nicht nur in Dänemark sind rezente Schiffsschenkungen registriert worden, Henning Henningsen schätzte 10 bis 15 pro Jahr. In Kloster/Hiddensee ist 1976 ein Wikingerboot, das ein Theologiestudent gefertigt hat, an Stelle einer Brigg von 1840 angebracht worden.<sup>27</sup> In Schleswig Holstein hat man Schiffe wieder vom Dachboden geholt und renoviert festlich in die Kirche gebracht. In Beidenfleth hat der Mäzen der Wilstermarsch, Gustavus C. Witt, der Kirche in den 1960er Jahren zwei Schiffe geschenkt.<sup>28</sup> In Beidenfleth sind historische Schiffe in der Kirche nicht belegt. Das Beispiel zeigt, daß sie dort eingebracht werden, wo sie »hinpassen«, als mit dem gewünschten Lokalkolorit übereinstimmend angesehen werden. Das Zitieren des Vergangenen und Vergangenen, ja sogar die Korrektur der Vergangenheit (*mir persönlich hat in unserer Kirche schon immer ein Schiff gefehlt*) verändern sich unversehens. Der Übertrag des Alten auf die Gegenwart ist nicht nur die Pflege der Überlieferung, sondern vielmehr die Kultivierung des Gegenwärtigen, auch wenn das zuerst paradox klingt und deshalb erklärungsbedürftig ist. Denn die Vergangenheit wird zur Überhöhung und Kolorierung der Gegenwart benutzt, die dieser Farbigkeit bedürftiger erscheint als die Vergangenheit selbst (die mög-

licherweise auch ohne ein Schiff in der Kirche ausgekommen war). So scheint die Argumentation darauf hinauszulaufen, daß das Bedürfnis, das Alte erinnernd in die Kirche holen zu wollen, Ausdruck gegenwärtigen Bewußtseins (freilich nicht aller Bewohner) ist, das sich der Vergangenheit (auch einer bloß imaginierten) zu versichern sucht.

Damit läßt sich der erneuerte Kult um diese Schiffe als Bestandteil einer modernen Erinnerungskultur beschreiben. Wolfgang Rudolph hat die von den großen Hafenstädten ausgehende Nivellierung der Formen von Kultur und Lebensweise beschrieben. Er sieht diese – weltweit – verbunden mit einem gleichzeitigen Rückzug der Küstenbevölkerung vom Meer ans Land. Die neuen Zeichen seien Pipeline und Terminal.<sup>29</sup> Gerade hier mag aber als Kontrapunkt die maritime Tradition eine Alternative bieten. Denn in ihr ist eine durch das naturhafte Prinzip des Meeres als einheitliches Ordnungsprinzip ausgerichtete Kultur abgebildet. Das kann in einer Zeit, die den Gesichtsverlust der Personen und der Orte tagtäglich erfährt, die unter der Kälte undurchschaubarer Strukturen zu leiden scheint, einen Gegenentwurf bedeuten. Eigenes, eindeutig lokal Geprägtes und Selbstbestimmt-Überschaubares, Maritimes als bestimmende Natur wäre das Gegenbild zur Erfahrung des gleichmachenden technischen und damit sozial-kulturellen Fortschritts, der Farbigkeit nur noch in Randbereichen zuläßt. Diese Randbereiche werden zu den Nischen des eigentlichen, kulturell begründeten, eigen festlichen Selbstverständnisses. Das Interesse an der in den Museen bewahrten maritimen Kultur, die Lust, Feste mit maritimer Thematik zu feiern, wären ein ergänzender Hinweis auf gesellschaftliche Bedürfnisse einer wiedergeholten lokalen Erinnerungskultur.<sup>30</sup>

Da mögen dann auch »Votivschiffe« mit ihrer vordergründig durchschaubaren und hilfreich eindeutigen Struktur eine neue Berechtigung gewinnen, auch wenn es sie in dieser Eindeutigkeit in der Vergangenheit der protestantisch geprägten Seefahrerkultur so nicht gegeben hat.

#### Anmerkungen:

- 1 Richard Andree: Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig 1904.
- 2 Paul Drews: Art. Volkskunde, Religiöse. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Tübingen 1913. Band V, Sp. 1746–1754.
- 3 Eine gültige Übersicht bei Lenz Kriss Rettenbeck: Ex Voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum. Zürich 1972; Ders.: Zur Bedeutungsgeschichte der Devotionalien. In: Konrad Köstlin und Hermann Bausinger (Hrsg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. Regensburg 1983, S. 213–234.
- 4 Andree (wie Anm. 1), S.1.
- 5 Henning Henningsen: Schiffsmodele in Kirchen in Nord- und Südschleswig. In: Nordelbingen 33, 1964, S. 45–76; hier S. 45. Eine Entwicklung vom Altertum bis zur protestantischen Kirche, von der *dieser Brauch geschätzt und übernommen wurde*, skizziert Walther Luth: Die Votivschiffe der Arnisser Kirche. In: Schleswig Holstein 1966, S. 312–313. Diese Ansicht findet sich zuerst bei Richard Andree: Katholische Überlebel beim evangelischen Volke. In: Zeitschrift für Volkskunde 21, 1911, S. 113–126.
- 6 Henning Henningsen passim; vgl. für Südeuropa Lenz Kriss Rettenbeck: Das Votivbild. München 1961, S. 36 und die dazu gehörigen Tafeln; Rudolf Kriss: Votive und Weihgaben des italienischen Volkes. In: Zeitschrift für Volkskunde 40, 1933, S. 249–271. Kriss fand dort *zwei riesengroße, ungefähr 1,50 m lange Segelboote* (d.i. etwa die Größe der nordeuropäischen Schiffe) und *Votivtafeln, die in See not befindliche Schiffe zeigen* (S. 267). Von Forio auf Ischia berichtet Andree, daß die Kirche Madonna del Soccorso *ein kleines Museum solcher Schiffsvotive* sei. Andree (wie Anm. 5), S.121.
- 7 Wolfgang Rudolph: Die Hafenstadt. Eine maritime Kulturgeschichte. Oldenburg/München/Hamburg 1980, S. 51, Abb. 34.
- 8 Konrad Köstlin: Relikte: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: Kieler Blätter zur Volkskunde V, 1973, S. 135–137.

- 9 Wolfgang Teuchert: Vorbericht zur Restaurierung und Geschichte des Votivschiffs von 1617 aus Landkirchen auf Fehmarn. In: Nordelbingen 43, 1974, S. 163–179. Als *repräsentatives Dekorationsstück* bezeichnet es in seiner gründlichen Darstellung Werner Jaeger: Eine Nofretete unter den Schiffsmodellen. Bericht über die Entdeckung eines bislang unbekanntes Schiffsmodelles aus dem Jahre 1617. In: DSA 2, 1978, S. 47–60.
- 10 Reinhard Peesch: Volkskunst. Umwelt im Spiegel populärer Bilderei des 19. Jahrhunderts. Berlin 1978, weist auf dieses Mißverständnis sehr nachdrücklich hin (S. 94ff.).
- 11 Jonas Berg: Votivskepp. 2 Bde. Stockholm 1969.
- 12 Henning Henningsen: Søfarendes votivgaver til danske kirker. In: Handels og Søfartsmuseet på Kronborg, Årbog 1950, S. 45–70; Ders. (wie Anm. 5); Ders.: Kirkeskibe og Kirkeskibsfester. Kopenhagen 1950 (= Søhistoriske Skrifter III); IlmarTalve: Zur Verbreitung der Kirchenschiffe in Finnland und Estland. In: Suomen Museo, (Helsinki) 1952.
- 13 Hans Szymanski: Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen. Göttingen 1969.
- 14 Konrad Köstlin: Eine Schiffsschenkung in Delve 1877. Zum Begriff »Votivschiff«. In Kieler Blätter I, 1969, S. 67–83.
- 15 Peter Blickle: Gemeindereformation. Der Mensch des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil. München, Wien 1985.
- 16 Vgl. dazu Konrad Köstlin: Das Marnener Kircheninventar von 1809. In: Kieler Blätter zur Volkskunde XV, 1983, S. 117–140 (Einnahmen des Pastors für das Verlesen von »Zetteln«, S. 127).
- 17 Konrad Köstlin: Gilden in Schleswig Holstein. Die Bestimmung des Standes durch »Kultur«. Göttingen 1976, S. 182ff.
- 18 Wolfgang Rudolph: Das Schiff als Zeichen. Bürgerliche Selbstdarstellung in Hafenorten. Hamburg 1987. (= Schriften des DSM 24), S. 60ff.
- 19 Konrad Köstlin: Fenster und Fensterbier. In: Berichte aus dem Schleswig Holsteinischen Freilichtmuseum 15, 1978, S. 15–28.
- 20 Margit Berwing: Gesellen und Meister im Preetzer Schuhmacherhandwerk 1750–1900. Aufschlüsse aus Archivalien. Neumünster 1983.
- 21 Kunsttopographie Schleswig Holstein. Neumünster 1969, Art. Lübeck, St. Jacobi.
- 22 Wolfgang Rudolph (wie Anm. 7).
- 23 Wie Anm. 21.
- 24 Wolfgang Rudolph: Seefahrer Souvenirs. Steingut, Fayence und Porzellan aus 3 Jahrhunderten. Leipzig 1982.
- 25 Wolfgang Steusloff: Votivschiffe. Schiffsmodelle in Kirchen zwischen Wismarbucht und Oderhaff. Rostock 1981.
- 26 Ich verdanke diesen Hinweis Gabriele Speckels, Regensburg.
- 27 Wolfgang Steusloff (wie Anm. 25), S. 136f.
- 28 Konrad Köstlin (wie Anm. 14), S. 80.
- 29 Wolfgang Rudolph (wie Anm. 7), S. 169ff.
- 30 Peter Gerds und Wolf Dietrich Gehrke: Vom Fischland in die Welt. Rostock 1984; 2. Aufl. 1987.